

Der grosse Moossee

Autor(en): **Jäggi, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 44

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-650054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hie Stadt, hie Land!

Von O. Jäggi, Moosseedorf

Man hört diesen alten Kampftruf selten mehr. Wir haben uns längst damit abgefunden, dass die Städte nicht zu bodigen sind und stets grösser und mächtiger werden. Sie recken ihre Fangarme erbarmungslos weiter und weiter, erdrücken das eingefangene Opfer und verleiben es ihrem unförmigen Körper ein. In diesem Polypendasein gefällt sich seit geraumer Zeit auch Bern. Der Kampf ums Dasein beweg es, aus seiner früheren Bescheidenheit und Genügsamkeit herauszutreten, und seine Fresslust macht beängstigende Fortschritte. Die Opfer sind die umliegenden Gemeinden, die sich teils willig der Umarmung des Mächtigen fügen, teils mit allen dem Kleinen gegebenen Waffen sich zur Wehr setzen. Da diese Waffen meist menschlicher Spekulation und Konspiration entstammen, vermögen sie auf die Dauer den gierigen Bedränger nicht abzuwehren. Wenn nicht die Natur ein Einsehen hat und ihr Veto einlegt, so ist der Kampf zugunsten des Untiers entschieden.

Es soll uns heute die SZB mitten auf den Kampfplatz eines solchen Ringens führen. Wir verlassen Bern in nördlicher Richtung, darauf bedacht, als neutrale Kampfrichter Offensive und Defensive an der Expansionsgrenze zu beurteilen. Die Fahrt führt uns der Engehalde entlang gegen Worblaufen, und wir stellen eindeutig fest, dass mit den neuen Siedlungen an der Engehalde, dem Wylerfeld, beim Tiefenauspital, die Stadt endgültig ihre Pranken auf die ganze Engehalbinsel legte.

Eine erste, zu schwach bestückte Abwehrlinie bildet die Aare bei Worblaufen. Städtische Vorhuten bezwangen sie mittelst der Tiefenaubrücke, umgingen den Engpass via Worblental und stürmten ausschwärmend gegen Zollikofen. Wer von der Tiefenaubrücke aus seine Augen willig und wohligh den Windungen der Aare, entlang der waldbestandenen, grünbehangenen Talseiten voller lauschiger Uferplätzchen schweifen lässt, wähnt sich der Stadt entronnen, bis ihm das Dröhnen eines Hammerwerkes, das metallische Kreischen aus Grossgaragen, das geschäftige Brummen von Ziegeleiaus und die städtischen Serienhäuser daran erinnern, dass er vor sterbenden Idyllen steht. Auf der Weiterfahrt nach Zollikofen begegnen wir den «Igelstellungen» städtischer Kultur. Gewiss, es sind vorbildliche Siedlungen an den südlichen sonnigen Halden: der Steinibach, das Bellevue- und Lüfternquartier, der Walacker usw. Wir beenden den Städter — gegen diese Bezeichnung wird er protestieren, aber wir können ihn unmöglich zum Landvolk zählen, höchstens den Kompromiss «Vorörtler» gelten lassen — der sich solches Wohnen leisten kann. Zollikofen gibt unumwunden zu, Vorort Berns zu sein, und ich gaube kaum, dass ländliche Partisanen die vorgezeichnete Entwicklung der Ortschaft bis zur schliesslichen Eingemeindung mit Bern werden verhindern können.

Der «vorörtliche Eindruck» verlässt uns nicht bis zur Station Zollikofen SBB. Hier befinden wir uns nun an vorderster Front und sehen uns einem zweiten, ausserordentlich wirksamen Bollwerk des Landes kontra Stadt gegenüber: dem weitausholenden, Front und Flanken deckenden Buchsee-Grauholzwald. Solche Waldungen bedeuteten in früheren Zeiten eine ebenso unüberwindliche Schranke wie es hohe Bergketten waren, was sich an vielen Beispielen nachweisen lässt, wovon das bekannteste Ob- und Nidwalden sein dürfte. Der weglose, undurchforstete, mit mancherlei Gefahren bespickte Wald wurde äusserst ungerne und nur in Nofzfällen von vertrauten, furchtlosen Leuten durchquert. Ganz besondere Schwierigkeiten boten in Ebenen gelegene Wälder ohne markante Bodenformationen, wo ein Verirren als gefährlichste Tücke lauerte. (Ab und zu stosse ich im eben gelegenen Buchsee-Grauholzwald auf Spaziergänger, die sich verängstigt nach einem Ausweg erkundigen.) Es ist daher begreiflich, dass solche Waldungen zu einer ausgesprochenen

Kulturgrenze werden konnten, was auch in unserem Falle zutrifft. Lange Zeit war die den Siedlungen weit abgelegene, dem «Berg» entlang führende Grauholzstrasse die einzige beschwerliche und unsichere Verbindung zwischen Ob- und Nid-dem-Wald. Kein Wunder, dass von nachbarlichen Beziehungen — bis auf den heutigen Tag — zwischen der Bevölkerung südlich und nördlich des Waldes nicht gross die Rede sein kann. Man kennt einander zu wenig und fühlt den «ändern Schlag». (Zu Zeiten, als der Fussball noch nicht alles Sinnen und Trachten der männlichen Jugend mit Beschlag belegte, durchpirschten die Nid dem Wald mit Kanonen, Stecken und Pfeilbogen bewehrt den Forst, ihren Erbeind, den Zolliköfle-Stadtschminggel aufzustöbern, wobei man sich mit wechselndem Erfolg glänzende Schlachten lieferte.) Ob dem Wald hat seine Beziehungen und Bindungen aufwärts mit Bern, Nid dem Wald abwärts mit dem Oberaargau. Die Scheidung fand auch ihren Niederschlag in abweichenden Sitten und Bräuchen, ja selbst

in der Sprache. Wenn in Zollikofen von Jahr, Haar, wahr, gab die Rede ist, so spricht man Nid dem Wald von Johr, Hoor, wohr, goh usw. Eine Scherzfrage unserer Kinder lautet: Weisch du, wie wyt es Schof geit? — Nume bis uf Zollikofe, dert isch's es Schaf.

Politisch kommt das Gesagte darin zum Ausdruck, dass der Wald die Grenze zwischen den Amtsbezirken Bern und Fraubrunnen bildet, und es scheint uns bedeutsam, dass 1798 die Berner ihre Stadt auf dieser Linie, im Grauholz, zu verteidigen suchten. Damals wurde die Grauholzlinie von aussen durchstossen — heute kommt der Druck von innen und die Frage ist, ob und wie lange der Wald zu widerstehen vermag. Bahn und Strasse haben bereits gefährliche Breschen in die Linie geschlagen, erweitert durch die jüngst anbefohlenen Rodungen. Unterhalb der Station Zollikofen haben Fabrikgebäude und ein städtisches Lagerhausviertel sich bedrohlich weit in den Wald vorgeschoben. Aber noch hält die jahrhunderte alte Schranke stand, und niemand wird es den «Nidwaldnern» verargen, wenn sie ihr ein noch langes Fortbestehen wünschen, so gerne sie auch den Städter bei sich zu Gast sehen. Auch dieser wird es begrüßen, ohne allzu langes und beschwerliches Reisen, irgendwo «aufs Land» gehen zu können.

Der grosse Moossee

Von O. Jäggi, Moosseedorf

«Fröscheplungge» titulieren ihm zwar respektlos viele verwöhnte Besucher. Das schert uns Eingeborene nicht, für uns ist es der «grosse» Moossee, ganz einfach deshalb, weil es zwei Moosseen gibt, einen ganz kleinen und eben — den grossen. Mehr als die spöttische Vernüftung missfällt jedoch der vielgebrauchte Name «Moosseedorfsee». Ein Moos, darin ein See = Moossee, an dessen Ufern ein Dorf = Moosseedorf, soweit wäre alles in Ordnung. Was darüber ist, ist vom Uebel und ausserdem gefährlich: denn ein unbekanntes Witzblatt wusste von einem armen Manne zu berichten, der dem See wieder nach dem Dorfe Moosseedorfsee, das Dorf wieder nach dem See Moosseedorfsee nannte und so weiter, bis er total verhärscht in eine Heilanstalt eingeliefert werden musste. Tatsache ist aber folgende, dem Schreiber selbst passierte Begebenheit. Er wollte aus seinen Ferien im Tessin heimtelefonieren — das Telephon war damals noch nicht automatisiert — und verlangte bei der Telephonistin «Moosseedorf», was diese, der deutschen Sprache nicht ganz mächtig, nicht verstehen wollte. Man zog die Buchstabertabelle zu Rate: M come Maria, O come Olga — nun musste der Telephonistin beigebracht werden, dass dieses O zu verdoppeln sei, was schliesslich gelang — weiter: S come Susanna — das S musste auch verdoppelt werden, was fast gar nicht gelingen wollte — und das E come Ernesto auch noch zu verdoppeln, das misslang völlig. Das Fräulein hängte ab mit der spitzen Bemerkung, ihre Zeit sei ihr für Narrenposen zu kostbar.

Spötter werden sofort zum Schweigen, sogar zum Staunen gebracht, wenn ihnen bewiesen wird, dass auf dem Moossee immerhin die ganze schweizerische Armee bis zum hintersten HD Platz fände; denn der See misst 31 Hektaren, das sind 310 000 Quadratmeter à 4 Mann = 1 240 000 Mann — und so etwas soll sich nicht gross nennen? Der Volksmund weiss noch von andern grusligen Sachen zu berichten: so ist der See z. B. bodenlos, weist heisse Quellen auf, hat unterirdische Abflüsse, menschenfressende Hechte usw. Die Aufklärung hat allerdings schon arg mit dieser Romantik aufgeräumt, und jedes Schulkind weiss heute, dass die grösste Tiefe 21 Meter beträgt, und jeder Fischer kann bestätigen, dass die «menschenfressenden Hechte vor dem kleinsten Köderfischlein Reissaus nehmen. Trotzdem hat

der See einen geheimen Zauber bewahrt und seine Anziehungskraft in keiner Weise eingebüsst. Du siehst an seinen Ufern den Botaniker und Zoologen die Angaben der Dissertation «Flora und Fauna des Moossees» überprüfen und nach der seltenen Fieberkleestaude fahnden, oder mit dem Feldstecher die Lebensgewohnheiten der Stockenten, Blässhühner, Haubentaucher und Reiher, der Schilfrohrsänger, Rohrdommel und Rohrammern, der hoch über dem See gleitenden und kreisenden Bussarde, Falken und Fischadler erforschen. Vor einem «uralten Weidenbaum, verknorrt und verrunzelt, gespalten und hohl», siehst du den Maler seine Staffelei aufpflanzen und das Urbild von Avenarius' «Seelchenbaum» auf die Leinwand bannen. Nebenans sitzt «kühl bis ans Herz hinan» Goethes Fischer, ganz hingegeben den Fischen und Nixen des Wassers, blind für all die (Back-)Fische und Stadtnixen, die an Sonntagen betörend in allen Farben schimmernd den See umflattern.

Im dichten Schilf holen sich Buben literweise Schuhwasser auf der Jagd nach Seezapfen (Rohrkolben), die gedörrt und mit Petrol getränkt, die schönsten Augustfackeln abgeben. Unter einer Birke sitzt verträumt, mit gezücktem Eversharp über der Landschaft schwebende Inspirationen aufspießend, ein Jünger J. A. Hennes, des Dichters von «Luegit vo Bärng und Tal», der droben auf Hofwil wirkte und dessen bekanntes Lied dem Moossee zur Unsterblichkeit verhalf. Eben hat das Aufkreischen einer ältlichen Jungfer, die sich von einer «gefährlichen Teufelsnadel» — lies: harmlosen Libelle — bedroht fühlte, unserem Dichter einen kunstvoll konstruierten Hexameter jäh zerstört. — Selbst wenn du konsequent die volkstümliche Musik an deinem Radio abdreht, wirst du dich dem Zauber eines aus frischen Mädchenkehlen quellenden Volksliedes, oder einer Handorgelmelodie nicht entziehen können, wenn sie dir der Wind aus einem sachte gleitenden Ruderboot verklärt zuträgt. Triffst du auf einen mit dem Spazierstocke im Uferboden stochernden «Forscher», so wird er dir geheimnisvoll verraten, dass er nach einem Pfahlbauer-Steinbeil grabe, das sich als Briefbeschwerer auf seinem Heimatstil-Schreibtisch prachrtvoll ausnehmen würde. Das Historische Museum in Bern verfüge ja über grosse Schaukasten voller seltener Moossee-Funde. Lass ihn graben!

Geht ein schöner Sommersonntag zur Neige, so beginnt es allmählich still zu werden um und auf dem See. Das Strandbad am untern Ende des Sees, unaufdringlich im Sinne des Naturschutzes ausgebaut, entvölkert sich, die vielen Ruderboote besammeln sich auf ihrem Ankerplatz beim Restaurant «Seerosen». Dorthin pilgern auch mit geschulterter Rute und meist leerem Fischkorb die Jünger Petri, die ausgetrocknete Kehlen mit einem guten Tropfen anzuweichen. In ihrem Rücken frohlocken übermütig Egli und Yscher, sich in der Abendsonne in Ueberwasserpurzelbäumen übend. In Scharen ziehn die Besucher dorfwärts, der Station der SZB zu, darauf bedacht, die Sonntagsstimmung in einer wüsten Dissonanz endigen zu lassen; denn auf allen Wegen siehst du abgestrupfte weisse Seerosen und andere geschützte Pflanzen und Blumen herumliegen. (Ich habe

oft festgestellt, dass von den hunderten weisser Seerosen, die am Morgen die Ränder des Sees zierten, am Abend keine einzige mehr vorhanden war — und jeder wollte doch nur eine als Andenken mitnehmen.)

Es gibt Reize, die der Moossee fremden Besuchern vorenthält, die er für seine lieben, treuen Anwohner aufhebt. Der Fremde wüsste sie auch gar nicht zu schätzen. Wenn die Abendzüge fortgerollt, die Sonne hinter dem Jura verschwunden ist, und die Nacht sich herniedersenkt, so streicht vom See die kühle, mit herbem Moosgeruch durchsetzte Nachtluft herauf, ein vielstimmiges, heimeliges, weit über das Dorf hintönendes Froschkonzert mitbringend, ein Genuss, ebenbürtig der Sommernacht des Dichters mit Fliederduft und Nachtigallenschmelz.

Jegenstorf

Wer in Jegenstorf den Zug verlässt, den begrüssen gleich zwei Zeugen der Vergangenheit: rechts das Schloss und über die ersten Häuser des Dorfes hinweg die Kirche. Der Turm des Schlosses, um den herum im spätern Mittelalter die Wasserburg und im 18. Jahrhundert das heutige Schloss erbaut worden, er hat wohl schon die Entstehung der Stadt Bern miterlebt. Heute ist das Schloss ein Museum für Wohnkultur des 17. und 18. Jahrhunderts, das uns Einblicke gewährt, wie unsere Vorfahren damals gewohnt haben. Daneben veranstaltet das Heimatmuseum des Amtes Fraubrunnen in einzelnen seiner Räume jedes Jahr temporäre Ausstellungen. Diesen Sommer werden Bilder des in Münchenbuchsee wohnhaft gewesenen Berner Malers Gehri gezeigt. Für den aber, der weder in die Vergangenheit noch in die heutige Struktur des Fraubrunnenamtes sich versenken will, steht der herrliche Park offen, der zu gemütlichem Spazieren oder stiller Ruhe einladet.

Wer aber dem Winken des Kirchturms folgt, der wird durch die Dorfstrasse recht bald beim ehrwürdigen Gotteshaus stehen, und da wartet ihm eine schöne Ueberraschung. So schlicht die Kirche von aussen sich gibt, so ist sie im Innern ein grosses und hehres Zeugnis der Zeit kurz vor der Reformation. «An dem Sonntag, nächst vor dem Christtag» (also am Sonntag vor Weihnachten) anno 1513 machten die Kirchgenossen von Jegenstorf mit Meister Bendicht Franz ein Geding, ihre alte Kirche niederzureissen und «zur Ehre Gottes» eine neue zu bauen. Dies alte Schriftstück ist noch im Archiv vorhanden; die Kirche selbst aber zeigt, wie gross damals gebaut wurde von einer Gemeinde, die wohl nicht viel mehr als 2000 Einwohner zählte. Beim Bau des Schiffes wurde darauf Rücksicht genommen, dass doch schon damals wie heute 9 Gemeinden zur Kirchgemeinde gehörten und dass etliche Altäre aus der alten Kirche zu übernehmen waren, die sehr besucht waren, so besonders der St. Johannes-Altar, an welchem die Schlossherrschaft, die Familie von Erlach, einen eigenen Kaplan unterhielt. Und beim Bau des Chores musste darauf Rücksicht genommen werden, dass dieselbe Schloss- und Herrschaftsfamilie etwa 60 Jahre vorher eine «Jahrzeit» (Totenmesse) gestiftet hatten, an der alle Pfarrer des ganzen Kapitels Burgdorf (also von Trub bis Utzenstorf und Münchenbuchsee) teilzunehmen hatten. So wurde ein Chor gebaut, das in seiner Grösse eher zu einer Stiftskirche passen würde, als zu einer Landkirche. Und so wurde dies neuerbaute Gotteshaus 1515 auch mit Glasgemälden beschenkt, die heute noch in ihrer grossen Zahl und prächtigen Ausführung eine herrliche Zierde der Kirche sind. Bern schenkte 6 Scheiben, Basel ebensoviel, dazu Freiburg 3, Solothurn Thun und Büren an der Aare je 2, und auch Hans von Erlach-von Müllinen auf dem Schloss Jegenstorf deren 4. Daneben sind noch eine schöne Zahl Scheiben des 17. Jahrhunderts aus dem Besitz der Schlossfamilien in die Kirche geschenkt worden, so dass heute jedes Fenster seinen herrlichen Schmuck hat. Aus dem 17. Jahrhundert stammt sodann die Wandtäferung, der Schlossstuhl, die Kanzel und zwei Grabmäler der Herren Ulrich und Carlus von Bonstetten. Und heute ist das Innere durch eine gediegene Renovation durch Architekt Karl In der Mühle in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zu einer schönen Einheit zusammengefasst worden.

Wenn auch der Amtssitz des Bezirks in Fraubrunnen ist, so hat doch die Solothurn-Zollikofen-Bern-Bahn dem städtlichen Dorf Jegenstorf den Platz gegeben, den man füglich als das Zentrum des obern Fraubrunnenamtes bezeichnen darf. Der aufmerksame Wanderer sieht ein Zeichen davon mitten im Dorf, wo er an der alten «Zehntscheuer» neben dem Pfarrhaus eine Inschrift findet, die ihm sagt, dass hier nun die landwirtschaftliche Genossen-

53/7

Zu allen Zeiten ...

trachtete der Mensch danach, sein Glück zu versuchen - gruben romantische Naturen nach oft illusorischen Schätzen! Wir alle haben Monte Cristo gelesen, haben von waghalsigen Perlen und Wracktauchern gehört, haben den Abenteuern der Goldgräber gelauscht ... Jeder lief ein grosses Risiko ... eines unbekanntes Gewinnes wegen!! - Ganz anders steht's um die Tage: - **Der Einsatz: ein Los von Fr. 5.-** - Die Chancen: **22 369 Treffer im Wert von Fr. 530 000.-**, mit den grossen Mocken von **Fr. 50 000.-**, **20 000.-**, **2x10 000.-**, **5x5 000.- usw.** - Jede **10-Los-Serie** enthält, wie bisher, mindestens 1 Treffer und bietet 9 übrige Chancen! - **1 Los Fr. 5.-** plus 40 Rappen für Porto auf Postcheckkonto III 10026. Adresse: Seva-Lotterie, Marktgasse 28, Bern.

4. NOV. also, nächsten Dienstag schon!

SEVA